

Zimbabwe: Eine Hogner Arztfamilie in Afrika.

Willkommene Hilfe auf dem Land

Ihren Namen hat er vergessen, nicht aber, was sie für ihn getan hat: «Ohne die Hilfe jener Schweizer Ärztin wäre ich heute nicht mehr am Leben.» Gerne ist der Polizeioffizier im Ruhestand bereit, mehr von seinen Erfahrungen zu erzählen. 1998 hatte er einen Autounfall. Der Wagen kam von der Strasse ab, überschlug sich sechs Mal und kam dann knapp neben einem überfluteten Fluss zu stehen. Der alte Mann empört sich noch heute: Der Chauffeur fuhr miserabel. Wie sich später herausgestellt hat, besass er nicht einmal einen Führerschein!»

«Ich kam ins Spital», fährt er fort, «man untersuchte mich, konnte jedoch ausser Prellungen nichts feststellen. Deshalb schickte man mich wieder nach Hause». Nach einem Monat fühlte er sich schlecht. Er hatte Gewicht verloren, seine Haut wurde immer heller. Als man ihn erneut ins Spital brachte, war er völlig geschwächt, konnte nicht einmal mehr gehen. «Von aussen sah man überhaupt nichts, doch diese Ärztin sagte: ‚Das ist schlimm, der Mann muss in Harare operiert werden, sonst stirbt er.‘ Sie schrieb einen Brief für die Ärzte in der Stadt und telefonierte sogar mit ihnen.» Als er in Harare ankam, habe es im Spital kein langes Hin und Her gegeben, er sei sofort operiert worden. Die Milz. Sie war angerissen und man entfernte sie. «Die Ärzte sagten, man könne ohne dieses Organ leben, und das ist wahr: Wie Sie sehen, bin ich heute ganz gut beieinander.»

Dass unsere Familie am Musiso-Spital so freundlich aufgenommen wurde, hat viel mit unseren Vorgängern zu tun. Seit Jahren vermittelt die private Schweizer Organisation SolidarMed Ärztinnen und Ärzte an Landspitäler in den ärmsten Gebieten Zimbabwes. Nehmen die Schweizer damit nicht den einheimischen Ärzten die Stellen weg? Eine Frage, die immer wieder gestellt wird, doch die Lehrerin von der Pflegeschule des Musiso-Spitals winkt ab: «Nein, ganz gewiss nicht. Zimbabwische Ärzte wollen nicht auf dem Land arbeiten, sie ziehen die grossen Städte vor.»

An den Spitälern im Umkreis von hundert Kilometern arbeiten Mediziner aus Deutschland, Italien, der Schweiz oder Kuba, aber auch aus anderen afrikanischen Ländern wie Nigeria oder dem Kongo. Grund dafür ist, dass man auf dem Land mehr arbeitet und weniger verdient. «Unser Spital etwa ist für rund 230 000 Menschen so gut wie der einzige Ort, wo sie einen Arzt sehen

können», sagt die ausgebildete Krankenschwester. «Wir haben 120 Betten und jeden Tag eine endlose Reihe von ambulanten Patienten. Wer an einem Landspital arbeitet, opfert sich auf.»

Für uns steht die Frage des kleinen Verdienstes nicht im Vordergrund. Wir betrachten unseren Einsatz vor allem als Chance, einmalige Erfahrungen zu sammeln. Dennoch machen die Umstände hier im Land auch uns zu schaffen. Die begrenzten Möglichkeiten zu helfen lösen immer wieder Gefühle der Ohnmacht aus, ganz besonders, wenn ein Kind stirbt, an Unterernährung, oder einem Schlangenbiss, zum Beispiel. Es dauert viel zu lange, um aus dem nächsten Spital das Serum zu beschaffen. Es scheint so ungerecht: Die Menschen hier haben unendlich viele Probleme, der Regen fällt nicht, der Mais verdorrt, es gibt keine Arbeit, und dann hat es auch noch giftige Schlangen.



Wir bewundern die Krankenschwestern, überhaupt die Frauen hier, dank ihnen geht das Leben weiter. Mangels

Ärzten übernehmen die Pflegerinnen an den Spitälern einen grossen Teil der Arbeit. Sie führen die erste Untersuchung durch, sie nähen Wunden, schienen Knochenbrüche, assistieren bei Operationen. Für die Narkose ist ebenfalls eine Schwester zuständig, und Geburten werden – sofern kein Kaiserschnitt oder Vakuum notwendig ist – allein von den Hebammen begleitet.

Das Musiso-Spital wird von Frauen geleitet. Es sind katholische Nonnen einer einheimischen Kongregation, welche vor fünfzig Jahren vom Schweizer Immensee-Missionar Alois Häne gegründet wurde. Die rührigen schwarzen Schwestern gleichen mit ihrem Einsatz viel Mangel aus. Sie arbeiten in der Verwaltung, im Labor, auf der Geburtenabteilung, in der Apotheke und als Seelsorgerinnen.

Dennoch geht es nicht ohne Arzt. Einmal war eine Zeit lang kein Doktor am Spital, und das Pflegepersonal hatte die ganze Verantwortung zu tragen, musste entscheiden, wer in die Stadt verlegt wurde und wer nicht. «Sie haben Tag und Nacht gearbeitet», erzählt die Pflegeschullehrerin, «es war eine sehr schwierige Zeit.» Denkt sie, dass es weiterhin Ärztinnen und Ärzte aus der Schweiz in Zimbabwe braucht? «Sehen Sie», sagt die Fachfrau, «die Gesundheitsversorgung hier ist ausserhalb der Städte völlig ungenügend. Zudem treffen Sparmassnahmen immer zuerst die Landbevölkerung. SolidarMed hilft uns, dass wir die Spitäler in den ländlichen Gebieten aufrecht erhalten können. Solange sich die Situation nicht verbessert, sollte SolidarMed unbedingt weitermachen – zugunsten der Menschen, die hier leben.»